



Rayk Wieland
Ich schlage vor, dass wir uns küssen
Antje Kunstmann Verlag
München 2009
ISBN 10-3888975530

Textauszug
S. 79-98

Es gibt keinen Weg zurück? Wenn ich nicht falsch liege, gibt es nichts anderes. Was vor uns liegt, die Zukunft, ist doch sehr unsicher, sehr unbestimmt. Eine Zitterpartie mit unendlich vielen Möglichkeiten. Kein Mensch weiß, was kommt. Einen Sechser in der Lottoziehung von letzter Woche aber kann jeder haben. Die Vergangenheit ist das Paradies. Was war, wird wenigstens nicht mehr sein, und was gestern geschah, kann keinen großen Schaden anrichten. Andererseits bietet es jedem freie Hand für kleine Ausschmückungen, Interpretationen, die alles in einem besseren Licht erscheinen lassen, Umdeutungen, Auslassungen, Verkürzungen, Verlängerungen – die Welt steht einem offen. Wer sie verbessern will, sollte sich an ihre Vergangenheit halten und von der Zukunft die Finger lassen.

So, wenn man will, ging, in groben Zügen, die Philosophie meines Freundes Moses, die ich, damals, nicht ganz uneinleuchtend fand. Moses hieß eigentlich Jan – Jan Breuer – und war wie ich Student der Philosophie im ersten Studienjahr an der Berliner Humboldt Universität. Ein Typ, der es den Professoren nicht gerade leicht machte. Er spielte, merkwürdig genug, leidenschaftlich Minigolf, aber nach seinen eigenen Regeln, drehte kleine Schmalspurfilme, die er stets rückwärts ablaufen ließ, und trug seine Kleidung grundsätzlich verkehrt-, also linksherum, nicht aus politischen Gründen, wie er beteuerte, sondern aus ästhetischen. Seine Philosophie, im Gegensatz zu Ernst Blochs »Das Prinzip Hoffnung«, das ihm nicht so ergiebig schien, nannte er »Das Prinzip Nachträglichkeit«. Die oftmals unterderhand angewandte Nachträglichkeit, glaubte er, sei die herrschende Philosophie aller Zeiten.

Er hatte unendlich viele Beispiele parat. Nachträglich wurden die banalsten Ereignisse zu Sternstunden der Menschheit, Wendepunkten der Geschichte oder Schicksalsmomenten des Lebens erklärt. Sei es die nachträgliche Umwidmung eines Gammlers und Sonntagsredners namens Jesus zum Sohn Gottes, sei es die nachträgliche Nichtvernichtung von Kafkas Werken, sei es die nachträgliche Einordnung der eben noch innig geliebten Freundin in die Reihe der unerträglichsten Personen, sei es die Entdeckung Amerikas, wo ein Orientierungsfehler von Kolumbus bis heute Anlaß ist, die Ureinwohner nachträglich als Indianer zu bezeichnen, sei es die geradezu exemplarische Arbeitsweise Stalins, der nachträglich die Bilder der einstigen

Mitstreiter aus Gruppenfotos retouchierte, bis er selbst nachträglich wegretouchiert wurde.

Nachträglich war alles. Der Tod, sowieso, der immer nachträglich eintrete. Das Leben, das man nachträglich erst über blicke. Das Glück, das nachträglich als Glück überhaupt erst wahrgenommen werde. Die Liebe, die nur dazu da sei, um nachträglich verklärt zu werden.

»Und Sex?« fragte ich mal. »Der ist ja nun nachträglich nicht so großartig.«

»Der«, räumte Moses ein, »ist nachträglich schlicht unbegreiflich – und damit kein Gegenstand meiner Philosophie.«

Das Philosophiestudium in der DDR, das Studium der marxistisch-leninistischen Philosophie, war im Jahr 1987, als wir anfangen, kaum mehr als die übliche ruinöse, phrasenreiche Salbaderei – völlig verschult, politisch beargwöhnt und engstirnig justiert, im Grunde ein Partei- und Kaderstudium, das aber immer wieder von Irläufern wie Moses und mir punktuell unterwandert wurde. Die Veranstaltungen waren oft drollig und bedrückend zugleich.

Montag früh, sieben Uhr, gab's tatsächlich ein Seminar in »Dia-Mat«, in Dialektischem Materialismus – das muß man sich mal vorstellen, ich war um diese Uhrzeit unfähig zu mehr als zu atmen –, und zwar bei Professor Scheel, einem grauhaarigen Männlein, das jeden Satz mit leiernder und leider nie sich selbst, sondern immer nur alle anderen ermüdenden – manchmal fürchtete ich: abtötenden – Stimme vom Blatt ablas. Die Gesetzmäßigkeit der historischen Entwicklung, der Fortschritt von einer niederen Gesellschaftsformation in die nächsthöhere, die Entwicklung der Produktivkräfte, Kampf und Einheit der Widersprüche, die immer wieder in neue Qualitäten umschlagenden Quantitäten, der Charakter der Epoche, das das Bewußtsein bestimmende Sein, der notwendige Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus – ein Eiertanz unförmiger Begriffe, den ich sehr schätzte, weil man dabei schön seine Gedanken weg- und über die wunderbarsten Felder schweifen lassen konnte.

»Die ganze Richtung stimmt nicht«, sagte Moses.

Das sagten damals viele. Aber Moses, wußte ich, sagte es nicht nur so dahin, sondern er meinte es auch.

»Sie wollten eine Frage stellen?« unterbrach Scheel sich selbst und meine Meditation im Weichbild von Nirvana.

»Ich wollte sagen«, sagte Moses, »kein Schwein weiß, was morgen sein wird. Gesetzmäßigkeit hin, Charakter der Epoche her.«

Der Professor schaute auf. »So, Herr Breuer? Schön, daß Sie offenbar wissen, was keiner weiß. Aber ohne Zukunft sind Sie tot. Oder steigen Sie in keine S-Bahn, ohne zu erwarten, daß Sie an einem bestimmten Ort in einer bestimmten Zukunft ankommen? Trinken Sie nichts, weil nicht ganz sicher ist, daß Sie Ihren Durst damit löschen können? Sagen Sie kein Wort, ohne davon auszugehen, daß jemand es hört?«

»Wie bitte? Was?« fragte Moses.

Wir lachten alle, der Professor schmunzelte kurz. Dann erklärte er in müdem Tonfall, daß natürlich nicht alle Zufälligkeiten und Kontingenzen Gegenstand der Dialektik sein könnten, sondern nur die wesentlichen Entwicklungsgesetze. Schon der große Philosoph Hegel habe sich einmal von einem Kollegen namens Wilhelm Traugott Krug aufgefordert gesehen, die Beschaffenheit ausgerechnet seiner, Krugs, Schreibfeder aus den allgemeinen Begriffen der Spekulation zu deduzieren. Hegel erwiderte damals, daß er zunächst die Gesetze des Kosmos, der Geschichte und die des Geistes bestimmen werde. Aber wenn später Zeit sei, werde er sich vielleicht auch Krugs Schreibfeder annehmen. Das, sagte Scheel, sagte Hegel, sei albernes Denken, das unter dem Horizont der Philosophie bleibe.

Das sah ich, einigermaßen erwacht, nicht so.

»Mal ist es eine Schreibfeder, mal ein Rasierapparat, mal ein Spaziergang, mal ein Eisenbahnwaggon, der eine Rolle spielt«, sagte ich. »Wußte denn Lenin, daß er, nachdem er in einem verplombten Waggon durch Deutschland Richtung Rußland verfrachtet wurde, die Revolution ausrufen könnte? Ahnte Rosa Luxemburg beim Bummeln am Landwehrkanal, daß der einmal ihr Grab sein würde? Hätte Marx prophezeit, daß man dereinst Fotos von seinem Bart durch die Straßen trägt?«

»Natürlich nicht«, ließ Moses sich wieder vernehmen, »sonst hätte er sich ja rasiert!«

Die kleine Debatte, zehn oder zwanzig Jahre früher geführt, hätte unangenehme Folgen haben können. Doch Ende der achtziger Jahre, zumindest in Berlin, war alles halb so wild, halb so streng und konnte, manchmal, auch charmant sein. Sogar die Stasi stellte auf Durchzug. Während meine Briefe und Gedichte abgefangen wurden, als handelte es sich bei ihnen um Raketenpläne oder Geheimpapiere aus Honeckers Nachtschrank, neigte sie beim Thema Philosophie zu Desinteresse. Dabei hätten sich hier sehr verdächtige Figuren wie Demokrit und Sextus

Empiricus als Tarnnamen für konterrevolutionäre Pläne und Libertinage geradezu angeboten, um von der Stasi aufgeklärt zu werden. Es gibt in der ganzen Akte nur eine einzige Notiz, angefertigt von einem gewissen IM »Klaus Berger«. Die allerdings ist aufschlußreich:

»Der W. und (Name geschwärzt) fallen in den Seminaren durch arrogantes Verhalten und provozierende Rückfragen auf. Dabei ziehen sie immer wieder bewußt die Grundlagen der marxistisch-leninistischen Weltanschauung ins Lächerliche und Absurde. So erklärte (Name geschwärzt) öffentlich, die ganze Richtung unserer Entwicklung passe ihm nicht, und behauptete, Marx hätte sich rasieren müssen, wenn er gewußt hätte, daß seine Porträts auf den Demonstrationen der Werktätigen getragen werden. Von seiten der Lehrkräfte wird in nicht ausreichendem Maß Einfluß auf das schädliche Verhalten der beiden genommen. Es wird erzählt, sie planen in der nächsten Woche eine philosophische Aktion zur Ehrenrettung der Dialektik. Sie wollen öffentlich einen Füllfederhalter direkt aus dem Charakter der Epoche ableiten. Den genauen Ort und die Zeit dieser Aktion habe ich noch nicht in Erfahrung bringen können.«

Oberleutnant Schnatz vermerkt nüchtern: »Berichterstattung kann als objektiv eingeschätzt werden. Inf. ist op. bed., öffentl. Herabwürdigung des Begründers der komm. Weltbewegung. Maßnahmen: Verarbeitung Inf. in OPH, weiterer Einsatz des IM ›Klaus Berger‹, Auftrag und Verhaltensrichtlinie: durch vertrauliche Gespräche mit W. an Informationen über Ort und Zeit der geplanten Aktion kommen.«

Hegels oder vielmehr Krugs Schreibfeder-Anekdote hatte sowohl Moses als auch mich sofort stark gefesselt. Das schien mal eine echte Aufgabe zu sein, eine Herausforderung: die Ableitung eines banalen Alltagsgeräts aus den allgemeinen Prinzipien der Philosophie. Natürlich war uns klar, daß wir durch reines Denken oder Grübeln niemals eine Schreibfeder würden aus dem Nichts hervorbringen können. Aber deshalb wollten wir das Problem nicht sich selbst überlassen. Wir mußten es, überlegten wir, irgendwie abwandeln.

»Aus dem Charakter der Epoche«, faßte Moses die Problemstellung zusammen, »wenigstens was zum Schreiben ableiten – das sollte doch zu machen sein.«

Wie wir schließlich darauf kamen, ich weiß es nicht mehr genau. Wir erwogen anfangs, ein Hegelporträt mit einem DDR-Füllfederhalter der Marke »Heiko« zu malen oder wenigstens ein Exemplar dieses Schreibgeräts in Hegels Ruhestätte auf dem Dorotheenstädtischen Friedhof zu

vergraben. Aber dann fanden wir, das beste wäre es doch, wenn wir eines dieser Wandgemälde mit Szenen aus dem sozialistischen Leben nähmen und dort unauffällig eine Schreibfeder – eben die von jenem Wilhelm Traugott Krug – oder besser, zeitgemäßer und bescheidener, einen Bleistift hinzumalten.

»Sozusagen nachträglich«, meinte Moses, »aber das versteht sich ja von selbst.«

Eine Riesenidee. Wandgemälde gab es in der DDR unzählige. Auf ihnen sah man in der Regel Symbole der Arbeit, Werkzeuge, Zeichnungen, Zirkel, Sonnenaufgänge vor Traktoren, im Wind schlackernde Fahnen, von links unten nach rechts oben strebende Massen und jede Menge Werktätige, die sich bedeutungsvoll umstanden. Die meisten dieser Gemälde hingen ziemlich weit oben an Hausfassaden oder befanden sich in nicht ohne weiteres zugänglichen Foyers von Betrieben, Kasernen, Krankenhäusern. Am »Haus des Lehrers« hing so ein Bild, im Außenministerium oder in der Kongreßhalle am Alex. Traktoristen und Stahlkocher, Frau mit Säugling vor blühendem Apfelbaum, auf Arbeiterfäusten rastende Friedenstauben – eine Schreibfeder oder ein Bleistift wären da sicher irgendwie unterzubringen gewesen, aber sicher nicht ohne erhebliche Schwierigkeiten.

Da entsann ich mich eines Wandgemäldes, das ohne Probleme zu erreichen sein dürfte: in der Kantine des Werks für Fernsehelektronik. Dort hatte ich nach der Schulzeit meine Lehre absolviert. Das war der Durchbruch. Und ein paar Tage nach der kleinen Debatte im »Dia-Mat«-Seminar, zu Beginn der Nachtschicht, machten wir uns, Moses und ich, ausgerüstet mit Farben und Pinseln, auf den Weg.

1981, Anfang September, war ich das erste Mal hierhergekommen. Die Arbeit begann sechs Uhr vierzig und endete sechzehn Uhr zehn. Berlin-Oberschöneweide war damals ein kolossales Menschenklo. Tausende, Zehntausende Arbeiter wurden hier zu Schichtbeginn in den Orkus der am Spreeufer aufgereihten Maschinenhallen gespült. Die Straße war schwarz von Menschen. Autos hupten, Straßenbahnen kreischten, die Lokomotiven von Güterzügen piffen und bahnten sich einen Weg durch die Menschenmassen. Schwarze und graue Rauchwolken zogen um die Ecken.

Am ersten Tag, weiß ich noch genau, gab's einen Rundgang durch alle Abteilungen. Wir, die neuen Lehrlinge, schoben durch die Hallen, Gänge, Keller, Lager – ein Paralleluniversum, eine

gigantische Galeere mit Menschen an Fließbändern, Menschen an kreischenden Maschinen, Menschen mit Blechen, Menschen mit Rohren, Menschen mit Stangen, Menschen in Kitteln, Menschen in Blaumännern, Menschen mit schwarz verschmierter Haut, Menschen mit grau verfärbter Haut, umgeben von einem öligen Odem, einem Geruch von altem Eisen und Schweiß.

Morgens »Morgen« sagen, mittags »Mahlzeit« sagen, abends »Feierabend« sagen.

Der klappernde Zollstock in der Seitentasche der Hose.

Das Rumoren der Maschinen, das Zischen und Stampfen der sich über Etagen windenden Gestänge und Bänder, die schmutzigen Fenster, die Wandzeitungen mit den Porträts der Besten und daneben, verdreht, zerfetzt, die Pin-up-Poster.

Die Lehre, die Arbeit, die Fabrik, dieses Gewühl von Zehntausenden von Menschen – das alles hätte unter anderen Umständen ein aufregendes Abenteuer sein können. Aber ich war sechzehn. Und ich hatte mich nicht gedrängt, diesen Beruf zu ergreifen, ja überhaupt einen Beruf. Meine Neigungen galten damals eher den Peri- und Neopathetikern. Weniger hielt ich von Töpfern und Tischlern. Ich wollte keine Kranken heilen, kein Kaufmann werden, kein Klempner, kein Koch. Die Wirklichkeit war mir fremd und sollte, wenn es nach mir gehen würde, fremd bleiben. Autoschlosser, Maurer, Zahntechniker und Zerspanungsfacharbeiter – welche merkwürdigen Berufe auch immer, sie alle standen für ein Leben, das für mich unvorstellbar war. Aber es ging nicht nach mir. Studieren konnte ich erst einmal nicht. An den Universitäten gab es kaum Plätze, zumal für Philosophen. Nichtstun war in der DDR, diesem Land der sehr begrenzten Möglichkeiten, verboten und als asozial verfemt. Also mußte ich nach dem Schulabschluß irgendeine Lehre aufnehmen.

Die Entscheidung, zu werden, was ich nicht werden wollte, fielte ich in weniger als fünf Minuten in einem sogenannten »Berufsberatungszentrum«, wo gerade Elektromonteur gesucht wurden.

»Tja, hm, was könnten Sie bei uns machen«, sinnierte der Berufsberater, »wie wär's mit Elektromonteur?«

»Warum nicht?« sagte ich. Das war alles, das war's dann, das war das Einstellungsgespräch.

Das erste halbe Jahr standen wir in einer Reihe am Schraubstock und feilten. Ich hatte während dieser Zeit ausgedehnte somnambule Phasen. Während die Hände sich hin und her bewegten und ich rein körperlich an der Werkbank stand, schwebten meine Gedanken stunden-

tagelang im Abseits umher. Es war die Zeit, als ich Liane kennenlernte und an Gedichten und Briefen für sie feilte. In der Akte wird live darüber berichtet.

berlin, 14.12.82

meine liebste geliebte,

im allgemeinen tauwetter sammeln sich hier undurchdringliche pfützen, und ich bin zum sprung bereit

aber der weg, ich weiß ihn nicht mehr

es gibt keinen weg

rilkes sehnsucht war: wohnen im gewoge und keine heimat haben in der zeit

meine sehnsucht ist: jenseits des gewoges, aber in der zeit

bzw. bei dir

so leid es mir für rainer maria tut

ich stehe jetzt den dritten monat am schraubstock, um bleche zu feilen

ich habe das gefühl, ich feile an meinem verrücktwerden

dieses gedicht habe ich heute verbissen in ein eisending hineingearbeitet:

am schraubstock

zur falschen zeit am falschen ort

tu ich das falsche, wie ich seh

ich feile, ich feile

wär gern bei dir, wär gerne fort

mit dir natürlich, schönste fee

ich feile, ich feile

*ich feile, weil wir feilen müssen
vielleicht bis zur versenkung*

*ich feile, ich feile
ich schlage vor, daß wir uns küssen
mal ohne zeitbeschränkung
ich feile, ich feile*

liebste liane, zur zeit suche ich einfach den ausschalter

für mein leben

*aber wenn es ihn hier irgendwo geben sollte, er würde, wie alles, sowieso nicht funktionieren
falls da in deinem münchen irgendwo ein gefährlicher grat sein sollte,*

falls eine spitze ecke von einem stück stahl den stachus blockiert, falls ein

grob abgesägtes stück rohr riskant über den englischen garten ragt – sag

bitte bescheid

dein dich wie verrückt vermissender w.

»Bei W. handelt es sich um einen intellig. Menschen«, vermerkt Oberleutnant Schnatz im »Einleitungsbericht zum Anlegen der OPK – Deckname ›Spiegel««. Das ist kein Kompliment, sondern eine Gefahrenbeschreibung. »Allerdings sind Widersprüche zwischen seinem Verhalten in der Ausbildung und im Freizeitbereich erkennbar. Sichergestellte Gedichte an die Freundin im NSA lassen Zweifel am Lebensinhalt erkennen. Vgl. Gedicht ›Am Schraubstock«, in dem neg. Grundhaltg. zu Teilbereichen d. soz. Gesellschaft deutlich werden. Im Rahmen der Kontrollmaßnahme ›M‹ wurde bekannt, daß der W. in Briefen immer wieder auf ironische Weise konkrete Republikflucht-Absichten äußert. So unterrichtet W. im Brief von 14. 12. 82, s. Anl. Dok. 000159, die KP indirekt von seinen Plänen, ins NSA überzusiedeln. Maßnahmen: Gewährleistung einer offensiven er zieherischen Einflußn., Durchführung weiterer Speicherüberprüf., Einschätz. d. Materials, Aufrechterhaltung Postkontrolle, Erarbeitg.

v. Hinweisen zum Umgangs- und Verbindungskreis sowie Sonderrecherchen bei operativer Notwendigkeit.«

Die Gegenwart von einst – nachträglich spukt sie immer noch herum in der Gegenwart von heute, fremd und vertraut zugleich, wie traumatisiert. Es sieht hier alles noch genau so aus wie vor dreißig Jahren, nur eben verlassen, menschenleer nach dem Vulkanausbruch der Wende. Von den Massen, die sich hier einst durchs Gelände wälzten, ist nichts mehr zu spüren. Die Großbetriebe – das Transformatorenwerk, das Kabelwerk, die Bat teriefabrik und das Werk für Fernsehelektronik – sind Museen ihrer selbst, riesige Ausstellungshallen, die jetzt entkernt, entrümpelt und entseelt in spukhafter Ruhe vor sich hin dösen. Eine vergessene Mondlandschaft der Arbeitswelt, Mausoleen des Nichts, nur dazu da, ihre Fassaden schmutzige Schatten auf das entvölkerte Gelände werfen zu lassen.

Die Pforte der Bildröhrenherstellung ist überraschenderweise besetzt, ich zeige den Stempel in meinem Sozialversicherungsausweis – letztes Datum: 15. 6. 1985 – und kann nach einem Nicken passieren. Das Werk hat mich wieder.

Auf dem Gelände: niemand, kein einziger Mensch.

Im Keller die heute wie damals unglaublich verdreckten Höhlengänge zu den Garderoben: leer.

Die verbogenen Metallschränke: offen.

Ein Grab ohne Leichen. Hallen wie Särge. Die Zeit steht. Kahle Wände, kahle Flure ohne Ziel. In der Nähe muß sie irgendwo gewesen sein, die Kantine. Ich gehe durch eine Flügeltür, die sich kaum leichter öffnen läßt als die zum Speisesaal der Titanic auf dem Meeresgrund, und gerate in einen leeren, schräg von tausend Sonnenstaubstrahlen schraffierten Saal. Ein geweihter, ein historischer Ort zweifellos, eine heilige Stätte der Philosophie, an deren Wand, als letztes Überbleibsel, Zeuge einer versunkenen Epoche, tatsächlich das ominöse Wandgemälde immer noch prangt. Jede Maschine, jedes Band, jeder Schrank, jeder Tisch, jeder Stuhl, jede Schraube – alles wurde hier ausgeräumt und beiseite geschafft.

Nur dieses Bild, für das sich wohl keine Verwertungsmöglichkeit ergab, blieb.

Ein vierflügeliger Altar der Arbeitswelt, dessen Innenräume sich zum Betrachter öffnen, halb Puppenbühne, halb mittelalterliches Tafelbild, gemalt in einer Technik, die lange vor der

Erfindung der Zentralperspektive datieren muß. Alles steht beziehungslos nebeneinander, egal wo, vorn ist hinten, klein ist groß, und wer sich zuerst bewegt, hat verloren. Der Hintergrund ist fast ganz ausgefüllt von großen Fenstern, die den Blick auf einen Garten freigeben, der mit einer Überfülle von munter sprießenden Blüten, Blumen und Bäumchen aufwartet. Wenn nicht alles täuscht, muß das der Garten Eden sein – oder zumindest der gleich nebenan.

In der Bildmitte die Szene einer Sitzung, aber ohne Worte – eine Art Abendmahl, aber ohne Brot und Wein. Sechs zum Teil schon ältere Frauen an einem Tisch, angeordnet wie Kriegerdenkmäler, verharren in seltsam steifer Körperhaltung auf ihren einmal eingenommenen Positionen und blicken auf beeindruckende Weise – man kann's nicht anders sagen – kreuz und quer aneinander vorbei. Ihre Zusammenkunft ist geprägt von einer beeindruckenden Dynamik der Lethargie. Die Münder sind verschlossen, niemand spricht ein Wort. Es kann beim besten Willen nicht gesagt werden, daß so etwas wie Optimismus oder eine Aufbruchstimmung zum Zug kommt. Vielmehr entfaltet sich hier eine eindrucksvolle Passion der Bitterkeit. Die Frauen wirken wie arretiert im Dienst, mitten in der Bewegung schockgefroren, irgendwie betätigungslos, seltsam aggressiv apathisch, in einer Art artifiziell-verkrampfter Entspannung. So könnte, so müßte, ja so sollte eine Schweigeminute aussehen, die seit Jahren andauert.

Links daneben, schier übergangslos, eine Kinderszene. Ein Mädchen und ein Junge, beide leblos wie Puppen, stehen da in einem Sandkasten, mit Eimer und Schaufel. Am Rand befindet sich ein kleineres Kind, bei dem die Perspektive völlig mißraten zu sein scheint, denn es ist nicht viel größer als ein kleiner Finger. Über ihnen wacht eine Frau, die Mutter womöglich, die Übermutter, mit Kind Nummer vier auf dem Arm.

Auf der rechten Bildseite, etwas verloren wirkend, eine Blumenvase mit roten Tulpen, daneben ein Bücherregal und davor ein Tisch, an dem eine Frau steht, die Zeitung liest. Neben ihr, sitzend, eine andere, ebenfalls in die Presse vertieft. Ob sie das Wetter studieren oder neue Produktionskennziffern – wir werden es nie erfahren.

Das linke Bildviertel schließlich zeigt wieder Frauen, jüngere diesmal, die sehr dicht vor einer Schultafel sitzen, an welcher der einzige Mann, der in dem Wandbild zu Gast ist, ein Lehrer wo möglich, eine technische Zeichnung mit raketenförmigen Details erläutert. Die Rolle einer weiteren Dame, die scheinbar teilnahmslos, aber doch mißbilligend blickend dabeisteht, er-

schließt sich nicht auf Anrieb. Sie ähnelt Miss Money Penny nach ihrem Übertritt zum KGB.

Der Blick wandert von einer Seite zur anderen und wieder zurück, hin und her, doch heraus kommt auf diese Weise nichts anderes als ein langsames Kopfschütteln.

Von links nach rechts gelesen, könnte es sich vielleicht um einen Lebensbogen handeln, wie er der Frau im Sozialismus vorbehalten war: Schule, Kinderkriegen, Sitzungen, auf denen stets andere das Wort führen, und im Alter Zeitungen lesen, in denen nichts steht, nicht einmal Todesanzeigen. Bemerkenswerterweise hat das Blatt, das die Dame rechts außen in den Händen hält, weder Buchstaben noch Bilder.

Die abwesenden Männer sind im Krieg oder im Weltraum, sind Zigaretten holen gegangen oder abgeholt worden – jedenfalls kommen sie so schnell nicht wieder. Das Bild hat keine Tür, durch die sie hereinspazieren könnten. Womöglich tagt hier der Zirkel der verlassenem sozialistischen Ehefrauen, und die Stimmung ist dementsprechend bedrückend. Keine Tasse Kaffee, kein Glas Wein steht auf dem Tisch. Das alles wären nur Ablenkungen, die nicht funktionieren, die auch nicht mehr weiterhelfen. Nicht auszuschließen, daß sie alle, die sich hier versammeln, auf den gleichen Heiratsschwindler hereingefallen sind und sich jetzt stumm und betroffen gegenüber sitzen. Und der Mann links im Bild? Das ist der Ermittler der Kriminalpolizei, der gerade eine Befragung vornimmt, um anhand der Angaben der letzten Opfer ein aktuelles Phantombild des Täters anzufertigen. Leider hat die Kripo nur einen unerfahrenen Berufsanfänger für diese Aufgabe abstellen können, der nicht in der Lage ist, einen einigermaßen passablen Kopf freihändig und ohne Millimeterlineal zu zeichnen.

Ein Arrangement, das andeutet, daß auch im Sozialismus noch längst nicht alle Probleme gelöst sind, gerade für die Frauen, die immer noch zu leicht auf falsche Versprechungen hereinfliegen. Die kleinbürgerliche Familienidylle, nach der sie sich sehnen, gibt es nicht mehr, wird es nie mehr geben.

Andrerseits, natürlich, könnte der eklatante Frauenüberschuß womöglich auch darauf hindeuten, daß der Künstler hier seinen Horror vor der Emanzipation ins Werk gesetzt hat. Denn der einzige Mann, links außen, ist auch die einzige Person, die arbeitet, die agiert, die überhaupt etwas tut. Alle anderen Figuren des Bildes sind Frauen, die passiv abwarten und mit der Welt, die sie umgibt, nichts anfangen können, außer Kinder zu kriegen, gelangweilt zu schweigen oder

preziös in der Zeitung zu blättern. Die sinnlose Anwesenheit, das Präsenzzeigen aus Prinzip – das ist das Ergebnis einer Politik, die Frauen in die Produktion zwingen will. So weit kommt es, will der Künstler uns sagen, wenn ihnen ohne jede Not Zugang zur Arbeitswelt verschafft wird. Wobei es den Anschein hat, daß die Frau in Blau, rechts außen, ohne Leidenschaft in ihrer Zeitung liest. Aber sie tut es. Andernfalls müßte sie nämlich die beiden Bücher lesen, die unaufgeschlagen vor ihr auf dem Tisch liegen, aber das wäre ihr wohl zuviel des Guten.

Verzückt gehe ich auf und ab vor diesem Bild, das zunächst einen eher öden und oberflächlichen Eindruck auf mich machte. Es läßt, weiß Gott, viele Fragen offen, obwohl es selbst nichts in Frage zu stellen scheint. Kein toter Hund liegt unterm Tisch, kein Vogel segelt vorbei. Alles ist in sich geschlossen, hermetisch abgeriegelt.

Und wenn genau dies das Thema des Bildes sein sollte? Nämlich was passiert, wenn einmal alle Probleme gelöst, alle Fragen beantwortet sein werden? Verweist das Bild womöglich auf eine radikale Utopie, eine Vision des hier vor unseren Augen sich vollziehenden Übergangs vom Kapitalismus zum Kommunismus? Die Hälfte aller Werktätigen ist schon befreit von der Trübsal der Erwerbsarbeit, aber eben auch freigesetzt von ihren impliziten Sinnstiftungen. Klar wird, daß mit der Abschaffung der Ausbeutung noch eine ganze Menge mehr abgeschafft wird. Die Lehrerin in der roten Bluse, sich selbst und ihrer Muße überlassen – sie könnte dem zuhören, was ihr Kollege sagt, aber warum? Ist es nicht schon das weiße Rauschen der Redundanz? Das Mädchen in Altrosa steht im Sandkasten herum, es hat sich ausgebuddelt. Da ist nichts mehr zu holen. Die Frau am Tisch hat sich erhoben, sie will eigentlich gehen oder etwas sagen, aber wohin und was? Die Dame in Grün ihr gegenüber nimmt nicht mehr teil, ihr Diskussionsbeitrag ist nicht mehr nötig, sie ist – in einem Sinne, wo das kommunistische und das ärztlich-attestmäßige Vokabular überraschend ineinander übergehen – »befreit« von Wortbeiträgen. Es gibt nichts mehr als die Simulation des Als-Ob. Als schönes Beispiel dafür steht wieder die Frau mit der Zeitung. Man sieht ihr an, daß das keine Rolle mehr in ihrem Leben spielt. Sie liest Zeitung wie ein Schauspieler im japanischen Kabuki-Theater, also rein rituell, Zeitung hoch und Blick irgendwie da reinhängen. Es ist diese gleichsam finale, postrevolutionäre, postkoitale Tristesse der Sinnleere, also einer Befreiung ins Nichts, die die DDR ausmachte und die hier schonungslos vorgeführt wird.

Dieses Bild ersetzt ganze Geschichtsbücher. Es ist alles drin. Und nichts wird beschönigt.

Auffällig und bemerkenswert ist nämlich auch, daß keine der Figuren dieses Ensembles allein gelassen wird. Alles findet in einem Raum statt, sogar der Sandkasten ist dabei, wenn auch schräg nach oben gekippt, so daß man fürchten muß, er könnte gleich aus dem Rahmen fallen. Alles bleibt drinnen, nichts dringt nach draußen, jede und jeder steht fest an seinem Platz, auf seinem Posten, in einer jederzeit überschaubaren Anordnung. Und überall ist jemand, der aufpaßt. Sei es gelangweilt links vor der Tafel die Inoffizielle Mitarbeiterin in der roten Bluse, sei es die Mutter hinter dem Sandkasten, sei es die stehende Parteisekretärin am Tisch, die streng darauf achtet, daß niemand wegdämmert, oder sei es die Frau vor dem Bücherregal mit der sogenannten Zeitung, die nur aus weißem, unbedrucktem Papier besteht und offenbar allein der Tarnung dient. Das würde einiges erklären, unter anderem auch das Schweigen im Bild, das Aneinander-Vorbeisehen, die ausdruckslosen Gesichter, denen niemand etwas anmerken soll.

Ein Werk im Stil des sozialistischen Realismus also? Das gerade nicht! Irritierend ist schon die Vielfalt der Richtungen, in welche die Schatten in diesem Bild fallen. Bei den Stühlen scheint das Licht von rechts vorn zu kommen, im Garten senkrecht von oben, bei der Trennwand in der Bildmitte von rechts hinten, beim Sandkasten von links. Manche Figuren wie die Kinder werfen überhaupt keinen Schatten, andere gleich zwei. Bei der Frau in gelber Bluse, am Kopfende des Tisches, wird der Körper von vorn, die Arme hingegen werden von hinten beleuchtet. Stümperei? Angewandter Dilettantismus? Sehr verwirrend jedenfalls, doch nicht ungewöhnlich. Gemälde mit doppelten Schatten haben die Kunstgeschichte hinter sich. Kein Geringerer als Goethe ist es, der im Namen der Freiheit des Künstlers, des großen Künstlers wohlgerne, die Schattenwillkür verteidigt. Die berühmte Schattendebatte am Anfang des 19. Jahrhunderts trägt sich, unbemerkt vom Rest der Welt, in den Gesprächen zwischen Goethe und Eckermann zu. Goethe legt ihm am 18. April 1824 einen Stich vor, Rubens' »Rückkehr von der Arbeit«, eine Landschaftsszene nach Sonnenuntergang, mit Schafen, Pferden, Heuwagen, Bauern und Arbeitern. Eckermann ist sehr überrascht, als er feststellen muß: »Aber wie ... die Figuren werfen den Schatten ins Bild hinein, die Baumgruppe wirft den Schatten dem Beschauer entgegen? – Da haben wir ja das Licht von zwei entgegengesetzten Seiten, welches aber ja gegen alle Natur ist!« Und Goethe? Was antwortet er, und was hätte er auch angesichts des Kantinen-Wandbilds, vor dem ich stehe, geantwortet? »Das ist eben der Punkt ... Das ist wodurch sich Rubens als groß erweist und an den Tag legt, daß er mit freiem Geiste über der Natur steht und sie seinen höheren Zwecken gemäß traktiert ... Allein wenn es gegen die Natur ist, so sage ich zugleich, es sei höher als die

Natur, so sage ich, es sei der kühne Griff des Meisters, wodurch er auf geniale Weise an den Tag legt, daß die Kunst der natürlichen Notwendigkeit nicht durchaus unterworfen ist, sondern ihre eignen Gesetze hat.« – Der doppelte Schatten in Rubens' Werk und, sagen wir, der dreieinhalbfache im Werk für Fernsehelektronik – das kann kein Zufall sein. Dieser Künstler besteht auf seiner Freiheit und pfeift auf jedwede Gesetzmäßigkeiten. Und mag das Licht des Sozialismus auch noch so hell erstrahlen: Wo viel Licht ist, da ist eben auch viel Schatten.

Aber halt! Nimmt nicht den mit Abstand größten Raum in diesem Bild der Garten ein? Pflanzen über Pflanzen, Blüten über Blüten – alles in Überfülle. Merkwürdigerweise ist, was da wächst und sprießt, allem Anschein nach orientalischen Ursprungs. Die Bäume im Hintergrund könnten Feigen- oder Granatapfelbäume sein oder vielleicht Lorbeerbäume – allein, die wuchsen auch im DDR-Sozialismus nicht vor der Haustür. Ein kleiner, verzweifelter Fingerzeig, daß das Paradies woanders ist? Versteckte Kritik an der nicht vorhandenen Reisefreiheit? Ein Werk der Anklage, ein Aufstand des Gewissens, ein Appell an die Mächtigen, das eigene Volk nicht in den grauen Käfig der Alltagswelt einzusperren? So könnte man das sehen. So sollte man das sehen. Sonderbar nur, daß keine der Frauen auf dem Bild Notiz nimmt von der Pracht, die sich direkt vor dem Fenster und somit in greifbarer Nähe befindet. Alle wenden dem Garten, den Blumen, dem blauen Himmel den Rücken zu, schauen ins Leere, lesen sogar lieber eine Zeitung, in der nichts steht – abgesehen von einer Frau am Tisch, bezeichnenderweise ganz in Schwarz gehüllt, deren Habitus Trauer und Hoffnungslosigkeit auszudrücken scheint. Eine mythische Konstellation deutet sich hier an: Dürfen sie den Blick nicht wenden? Oder wollen sie's nicht? Oder wissen sie gar nicht, was sich da hinter ihnen auf tut?

Der Garten, so viel steht fest, interessiert die Anwesenden nicht im geringsten. Bei genauem Hinsehen wird auch klar, warum: Es mangelt an Wegen, an Pfaden. Infolge der exzessiven Bepflanzung mit Iris, Tulpen und Margeriten im Bodenbereich ist kein Durchkommen mehr. An alles hat man hier gedacht, alles wurde bis ins Kleinste sorgfältig geplant, eine Bepflanzung sozusagen auf Weltniveau – aber den Menschen, den hat man mal wieder vergessen. Deshalb, verständlicherweise, sind die Frauen so frustriert. Ein schöner Garten voller Blumen, und dann kein Rein- und kein Rankommen.

Über die Gründe einer derart engen, geradezu tropenwäldlerischen Bepflanzung kann natürlich nur spekuliert werden. Der wahrscheinlichste Grund ist wohl, daß im Chaos streng

planwirtschaftlicher Konfusion gerade kein Gerät zur Wegbereitung vorhanden war – warum auch immer. Vielleicht weil die Lieferung von Walzen oder Plattenhebern aus Bulgarien mal wieder stockte.

Oder, nein, alles falsch. Denn wenn es Lorbeerbäume sind, und es sieht ganz danach aus – Lorbeerbäume für Lorbeerkränze, die nach den wilden Planungen der späten Ulbrichtzeit einmal allen Aktivisten ums Haupt geflochten werden sollten –, wenn also hier Lorbeerbäume einer Lorbeerplantage wachsen, dann haben wir ein Werk vor uns, das früh-ökologisch die Monokultur anprangert, nach dem Motto: »Seht her, was sie mit unseren Frauen machen!« Lorbeer, muß man wissen, ist sehr stark ätherisch und kann im Übermaß genossen zu Schläfrigkeit, ja sogar zu einem Stupor führen. Es wäre also möglich, daß der betretene Gesichtsausdruck der Frauen einfach nur Benommenheit ist, narkotische Benommenheit, die durch die eindringenden Ausdünstungen der Intensiv-Bepflanzung mit der Lorbeer-Monokultur ausgelöst wurde. Die Lehrerin hält sich bereits den Bauch. Eine Frau am Tisch ist aufgestanden, um sich zur Toilette zu begeben. Bei den Schülerinnen vor der Tafel ist kaum noch Muskeltonus in den Armen, sie hängen schlaff am Stuhl herunter – sie sind schon so gut wie weggetreten. Und das Mädchen im Sandkasten überlegt, ob der Eimer vor ihr ausreicht, um sich in ihn zu übergeben.

Eine auf den ersten Blick schlichte, fast unbeholfene Arbeit in pastosen, im Lauf der Jahre verblaßten Farben, von Studenten, Laienkünstlern oder der Arbeitsgemeinschaft am Feierabend malender Fernsehwerker angefertigt, vermutlich in den sechziger Jahren. Doch Delacroix' »Floß der Medusa«, Menzels »Eisenwalzwerk« oder Picassos »Guernica« sind im Vergleich dazu kaum anspielungsreicher. Der Charakter der Epoche – wohl nirgends gewann er so eindrucksvoll Kontur wie auf diesem Gruppenbild mit Damen.

Das man, einerseits, nicht überinterpretieren sollte. Schließlich hing es an der Wand einer Kantine, nicht einmal der Hauptkantine des Werks, sondern nur der kleineren, wenn ich es richtig erinnere, Nebenkantine. Der Auftrag an die Künstler lautete gewiß, ein rundum beruhigendes, diffus appetitanregendes Bild zu malen, eins, das nicht allzu konkret wird, eins, das nicht zu ausgedehntem Verweilen einlädt, nicht zur ausufernden Schlemmerei, sondern eher zum schnellen Verzehr ermuntert, so daß man bereitwillig und zügig zurück an den Arbeitsplatz eilt. Deshalb steht da auch nichts auf dem Tisch, nicht mal Wasser. Deshalb wird nicht gesprochen. Deshalb die betreten-gereizte Wartezimmer-Atmosphäre, die einen mit jeder Geste auffordert:

»Na wird's bald! Willst du ewig Pause machen?«

Ein Werk, das andererseits, in Kenntnis aller Zusammenhänge, schwerlich überzuinterpretieren wäre! Denn wen würde es groß erstaunen, hier, in diesem scheinbar unscheinbaren, der Welt abhanden gekommenen Kantinenfries der Arbeitswelt, als wäre das alles noch nicht genug, die Lösung eines der fundamentalsten philosophischen Probleme der Geistesgeschichte vorzufinden? Ungefähr im Zentrum des Bildes, auf dem langen Tisch, außerhalb jeder Gefahr, einfach weggenommen zu werden, unauffällig, aber auch unübersehbar liegt sie da, die zum Bleistift avancierte Schreibfeder von Wilhelm Traugott Krug.